

Leben und Sterben in Homs

Seit Monaten keine Schule mehr, tagelanges Warten im Dunkeln und zur Beruhigung Computerspiele. Wie eine syrische Familie den Bürgerkrieg in ihrem Land erlebt. *Von Alexander Bühler*

Der dreijährige Amir versteckt sich hinter seinem älteren Bruder und macht «pch, pch». Seine Imitation klingt genau so wie das Gewehrfeuer, das in der Stadt Homs ständig zu hören ist. Wir befinden uns in einem Versteck von Regimekritikern, der Wohnung einer Familie in der drittgrössten Stadt Syriens.

Willkommen im Kriegsgebiet, wo das Regime seit Monaten versucht, seine Gegner zu beseitigen. Die meisten der Häuser sind von Einschusslöchern übersät. Vor knapp einem Jahr noch war Homs ein Abbild der religiös-ethnischen Vielfalt des Landes: Sunniten, Christen, Aleviten und Schiiten lebten friedlich nebeneinander. Doch seit Zehntausende gegen das Asad-Regime auf die Strassen gehen, rückten Militär, Geheimdienste und Schlägertrupps an und verwandelten die Stadt in einzelne Bastionen der politischen Gesinnung.

«In der Strasse hinter uns stürmen sie gerade die Geschäfte», sagt Omar, der Familienvater, seelenruhig. Immer wieder ist Gewehrfeuer zu hören, Explosionen erschüttern die Stadt. Als es Abend wird, lässt Omars Frau, Om Amin, die Rollläden herunter, so verlässt weniger Licht die Wohnung, so bieten sich den Scharfschützen des Regimes weniger Ziele.

Als trotzdem einige Minuten später Kugeln ein paar Meter weiter in die Hauswand klatschen und Gewehrsalven in der Nähe ertönen, löscht Omar das Licht. Alle setzen sich quer zu den Fenstern. Falls in die Wohnung hineingeschossen wird, bietet man weniger Fläche. Wir sitzen wartend in der Dunkelheit, nur das rote Glimmen der Zigaretten ist zu sehen. Im hinteren Teil der Wohnung spielen die beiden älteren Kinder am Computer.

Plötzlich bekommt Omar Anrufe, ob alles in Ordnung sei, ein ausländischer Journalist sei in Homs getötet worden. Kurz danach zeigen die halbstaatlichen Fernsehsender Bilder: Blutüberströmte Menschen werden in bereitstehende Taxis gequetscht und ins Krankenhaus gefahren; einer von ihnen ist völlig regungslos.

Geknatter von Helikoptern

Gegen 21 Uhr hört man einen ersten Rufer «Allahu akbar, Hurriyet – Gott ist gross, Freiheit!» in die Nacht singen. Andere tun es ihm nach, ein Chor entsteht. Immer wieder unterbrochen von Gewehrschüssen, dem Geknatter von Helikoptern, Explosionen. «Diese Handlanger des Regimes waren früher unsere Nachbarn», sagt Omar, «wir wissen genau, wer sie sind.»

Om Amins Kinder bleiben bis lange nach Mitternacht wach, immer wieder schleichen sie sich ins Treppenhaus, um mit Nachbarskindern herumzualbern. «Sie gehen auch immer wieder zu Demonstrationen!», stöhnt Om Amin, sie hat tiefe Augenringe. Das macht ihr Angst, weil sie schon selbst gesehen hat, wie der Staat die Demonstranten mit Maschinengewehrschüssen niedermähen liess. Gerade weil Kinder besonders im Visier der Sicherheitskräfte sind, fürchtet sie um ihr Leben. Bis jetzt ist es immer gut gegangen, bis jetzt sind sie immer unverletzt zurückgekommen. Om Amin will sie trotz der Gefahr nicht hindern, dorthin zu gehen: «Das Leben meiner eigenen Kinder ist nicht mehr wert als das der anderen Kinder dort», sagt sie fast trotzig. «Sie sind alle unsere gemeinsamen Kinder!»

Wenn eines unkommt, besucht Om Amin mit anderen Müttern das Haus der Familie. Dann trauern sie alle gemeinsam, als wäre es ihr eigenes. Vielleicht ist es die Alltäglichkeit der Gefahr, die sie diese Haltung einnehmen lässt. Denn ihre Kinder können ebenso wie sie jederzeit getötet werden: Zwei, drei Strassen weiter wartet ein Scharfschütze des Regimes, es könnten auch seine Kugeln sein, die ihre Kinder beim Überqueren der Strasse treffen.

Der Alltag der Kinder ist ebenso wie der der Eltern spätestens vor Monaten zerbrochen. Die Kinder können nicht mehr zur Schule gehen, weil die Gefahr zu gross ist, dass sie von dort entführt werden, die Eltern können nicht mehr in ihren Büros arbeiten, weil Asad-Sympathisanten sie dort ermorden

könnten. Selbst das Schlafengehen gerät zur revolutionären Geste, weil Amir, der Jüngste, immer wieder Demonstrationslieder singt.

«Das war keine AK-47»

Am nächsten Morgen sind die Bauarbeiter am gegenüberliegenden Ufer des Kanals wieder aktiv, zwei Frauen im Tschador laufen mit ihren Einkäufen nach Hause. Plötzlich knallt ein Schuss. «Das war keine AK-47», sagt Rami, der Aktivist, noch schlaftrunken. «Bei der Brücke über den Wasserlauf ist ein Scharfschütze postiert.» Seine Kugeln explodieren förmlich mit einem trockenen Knall, wenn sie aufschlagen. Die Patronen laufen am vorderen Ende nicht spitz zu, sondern sind stumpf. Dadurch verwirbeln sie im Flug viel stärker und erzielen grössere Verletzungen, wenn sie den Körper eines Menschen treffen.

Wir verlassen das Wohnhaus der Familie und überqueren bei einer kleinen Brücke schnell den Kanal. Es geht zu einer provisorischen Krankenstation der Opposition. Müllcontainer quellen über, auf den verlassenen Strassen wuchern Gräser. Quer zur Strasse entlang des Kanals ist eine Barrikade aufgebaut, falls die Armee einfallen sollte: ein alter verrosteter Peugeot und einige Blechfässer.

Das Lazarett liegt in einem unauffälligen Wohnhaus, die Scheiben sind mit Zeitungspapier abgeklebt, vor der Tür stehen Wachen in Zivil. Und Verwundete von den Vortagen. Als wir eintreten, sitzt da ein vierjähriges Kind. Seine Blicke wandern ängstlich umher, beobachten alles genau. Es habe Krebs, sagt einer der Helfer. Er nimmt eine Ampulle in die Hand, dreht sie um und zieht sorgfältig die Spritze auf. Als er die Ärmel des Jäckchens hochschiebt, fängt das Kind an zu schreien, es weiss genau, was jetzt wieder passieren wird. «Wir haben kein Krebsmedikament, wir können nur täglich eine Salzlösung verabreichen», erklärt der Helfer in gebrochenem Englisch. Der grosse bärtige Mann wirkt hilflos, seine Hände rudern in der Luft.

Der Vater des Kindes steht apathisch neben der Bahre, er lässt die Schultern hängen, sein Gesicht sieht müde und traurig aus. Er weiss, dass er sein Kind zum Tode verurteilt hat, als er für die syrische Revolution aktiv wurde. Denn ein wirksames Medikament gibt es nur im staatlichen Krankenhaus, doch das wird vom Regime kontrolliert. Würde das Kind ins Krankenhaus eingeliefert, würde der Schlägertrupp der Asad-Regierung es entführen und erst freigegeben, wenn der Vater sich stellte. Und dann würden sie ihn foltern, um möglichst viel über die Opposition zu erfahren. Und anschliessend würden sie ihn wahrscheinlich hinrichten.

Auch der anwesende Arzt und die Helfer wissen, dass sie unter Lebensgefahr arbeiten. Falls den Asad-Anhängern bekannt wird, dass sie hier tätig sind, werden sie den Arzt ins Visier nehmen. Denn er hat schon einmal in der Privatklinik, in der er vorher arbeitete, Verwundeten geholfen. Dafür wurde er insgesamt 13 Tage gefoltert, drei Tage lang sass er ohne Essen und Trinken in Isolationshaft. Wird er noch einmal erwischt, erschiessen ihn die Asad-Leute wohl sofort. Das Lazarett ist die einzige Möglichkeit, Verwundete zu retten. Denn sobald sie ein staatliches Krankenhaus betreten, werden sie von der Shabiha verschleppt oder an Ort und Stelle ermordet.

Bei der Rückfahrt stehen knapp zwei Kilometer ausserhalb des Stadtzentrums vier T-72-Panzer, daneben weitere Schützenpanzer. Die ganze Strecke über sind Checkpoints mit Maschinengewehren in Stellung zu sehen. Und neben der Strasse verläuft ein frisch ausgehobener Graben: «Wir haben Angst», sagte Rami, «dass sie im Kriegsfall dort Öl reinfüllen und es anzünden, um uns zu ersticken.»